



Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 179.

Mittwoch, 4. August

1926.

Herzod.

Roman von Wilhelm Herbert.

(Nachdruck verboten.)

(A. Fortsetzung.)

Sie duckte sich unter dem Angriff wie eine Wild-
taye, die dem Feind im nächsten Augenblick an den Hals
springen will.

Dann lachte sie wieder.

„Sie müssen fleißig im Dorfe herumgehört haben,
wo die dummen Bauernweiber Unsinn klatschen. Der
Baron hat mit dem Rord ebenjowenig zu tun als ich.

„Also ist Ihr Schwager ganz allein der Schuldige?
Um so schwerer wird ihn die Strafe treffen.“

Wieder bebt ihr Körper vor ohnmächtiger Angst.

„Der ist auch unschuldig“, sagte sie schnell und
dumpf.

„Auch unschuldig? Und gesteht? Und läßt sich ver-
haften? Warum denn?“

Sie fuhr mit beiden Armen in die Luft und ließ sie
schwer und matt wieder sinken.

„Das könnte man nur einem Menschen zutrauen“,
sagte Dr. Thomas forschend, „der sich ganz für einen
anderen opfern wollte und opfern müßte. Hat denn
Ihr Schwager solch einen anderen?“

„Er hat niemand als sein Weib und seine Kinder.“
Ihre Worte klangen rau.

„Sehen Sie“, antwortete der Richter hartnäckig.
„Dann opfert er sich doch nicht unschuldig. Im Gegen-
teil, man könnte es dann viel eher begreifen, wenn er
trotz aller Schuld leugnen würde. Denn auch die
Schuldigen leugnen sehr oft. Das ist Selbsterhaltungs-
trieb.“

Sie antwortete nicht.

„Es muß ein ganz gewaltiger Beweggrund sein, der
Ihren Schwager so weit gebracht hat, unumwunden
einzugestehen und sich selbst zu stellen. Das böse Ge-
wissen allein genügt dazu kaum bei einem Menschen, der
Weib und Kinder im Elend zurückläßt.“

„Bin ja ich da“, sagte sie. „Ich werde sorgen für sie.“

„So? So? Sie werden sorgen für sie? Darf ich
fragen: Was sind Sie denn? Womit sorgen Sie denn
dafür?“

„Ich bin Tänzerin.“

„Ah! Tänzerin.“ Er betrachtete sie forschend. „Ja!
Ja! Man kann es sofort glauben: Sie verstehen sicher
zu tanzen. Ich traue Ihnen den wildesten Tanz zu.“

Der Doppelsinn seiner Worte schlug ihr ins Ohr. Sie
blitzte ihn gehässig und doch voll Angst an. „Müssen
denn alle Menschen schlecht sein?“ rief sie plötzlich un-
vermittelt in einem erschütternden Tone.

„Im Gegenteil“, antwortete Dr. Thomas mit großer
Milde. „Durch und durch schlecht sind die allerwenigsten
Menschen. Aber viele schwächt irgendeine Leidenschaft,
um sie dann zu schlechten Handlungen zu mißbrauchen.“

„Das kann sein!“ murmelte sie verstört.

„Das ist so“, antwortete er mit ruhiger Bestimm-
theit.

Sie redeten nun nichts mehr.

Erst als sie wieder in die Nähe des Häuschens kamen,
von dem sie ausgegangen waren, blieb der Richter
stehen und sagte eindringlich: „Ich bin noch bis heute
mittag hier im Schlosse. Später bin ich jederzeit in
meinem Amtszimmer in der Stadt zu treffen — Rat

Dr. Thomas — wenn Sie mir irgend etwas mitzuteilen
hätten.“

Er küßte den Hut und ging rasch nach dem Schlosse.

Sie blickte ihm eine Weile nach. Dann warf sie sich
mitten unter den Kindern, deren Mutter in die Hütte
gegangen war, platt in das Gras und preßte das heiße
Gesicht gegen die kühle Erde. Die Kinder vernahmen
verwundert ihr Stöhnen und lachten, weil sie es für
einen Scherz der manchmal sehr übermütigen Tante
hielten.

Nach einer Weile setzte sie sich auf, schüttelte die
dunklen Locken aus dem Gesichte, nahm das Jüngste auf
den Arm und lachte selbst laut auf — wie um schweres
Leid zu vergessen. —

Als Dr. Thomas in das Schloß kam, sagte ihm ein
Diener, daß ihn Baron Rolf zu sprechen wünsche.

In dem Herrenzimmer, in dem gestern die Ver-
nehmungen stattgefunden hatten, trafen sie sich.

Der junge Baron war blaß und hatte dunkle Ringe
unter den Augen.

Er zwang sein hochfahrendes Wesen nieder und
sah einen unbefangenen Ton. „Ich habe eine Bitte“,
sagte er in angemessener Höflichkeit.

Der Richter setzte sich so, daß er ihn genau beobachten
konnte. „Wenn ihre Erfüllung möglich ist!“ bemerkte
er entgegenkommend.

„Kann der Verhaftete gegen Kaution freigelassen
werden?“

Dr. Thomas blickte eine kurze Weile vor sich auf den
Schreibtisch. Dann schaute er rasch auf. „Welches
Interesse haben Sie an Hies Trullacher?“

Für einen Augenblick röteten sich die Wangen Rolfs.
„Kein anderes als das gegenüber jedem wirtschaft-
lich Schwächeren, der in eine schlimme Lage geraten ist.“

„Nein!“ sagte da Dr. Thomas schroff und bestimmt.
„Warum nicht?“ fragte der Baron, durch den Ton
gereizt.

„Mord!“ entgegnete der Rat. „Da gibt es keine
Kaution.“

„Und wenn er unschuldig wäre?“

„Wer ist dann der Schuldige?“ Der Richter sah
dem anderen scharf ins Gesicht.

Dieser erhob sich steif, machte eine sehr förmliche
Verbeugung und ging hinaus.

Gleich darauf klopfte der Aktuar und trat mit dem
Wachtmeister ein.

„Herr Rat!“ sagte dieser. „Wieder was Neues!“

„Nämlich?“

Bei einer Streife, die ich heute nacht mit meinem
Gendarm und dem Jäger unternommen habe, um nach
Spuren zu suchen, haben wir im Walde etwa halbwegs
von hier nach dem See hin einen Burschen angetroffen
— den Menschen, der gestern im Rahn den See über-
quert hat. . . .“

„Was Sie sagen! Woher wissen Sie, daß es der
Mann ist?“

„Er hat einen Schulterchuß. Der Herr Doktor hat
ihm bereits die Kugel herausgenommen. Das Kaliber
stimmt, sagt der Jäger, der ihn angeschossen hat. Auch

haben wir einen Mantel bei ihm gefunden, auf dem er — vom Blutverlust erschöpft — im Walde geschlafen hat.“

„Und was sagt er?“

„Er lügt. Er sagt, er sei bei der Waldarbeit durch einen verirrten Schuß aus dem Gewehr eines Jägers oder Wilderers getroffen worden.“

„Wo ist er?“

„Draußen!“

„Bringen Sie ihn!“

Ein hochgewachsener, bildsauberer, junger Mensch wurde hereingeführt, der — wohl nur vom verlorenen Blute — ziemlich bleich aussah. Sein Gesicht schien offen und ehrlich. Aber der Blick hatte etwas Unsicheres.

„Sie heißen?“ fragte Rat Dr. Thomas.

„Bartl Seih.“

„Was sind Sie?“

„Bauernsohn.“

„Hier aus dem Dorfe?“

„Nein! Vom Nachbarort Gebhartsdorf.“

„Wer hat Sie geschossen?“

„Ich weiß es nicht.“

„Liegen bei euch die Kugeln so im Walde herum?“

„Dieweilen. Es wird viel gewildert.“

„Am See waren Sie nicht?“

„Schon drei Wochen nicht mehr.“

„Haben Sie das Freisräulein Hedi von Klammed gekannt?“

Der Bursche, der bis jetzt mit niedergeschlagenen Augen geantwortet hatte, schaute voll auf. „Vom Sehen . . . ja!“

„Getötet haben Sie die Baroness nicht?“

„Nein! Nein! Wie denn!“

„Und wer's sonst getan hat?“

„Ich weiß nichts davon.“ Seine Augen verloren sich wieder im Zimmer.

Der Wachtmeister reichte den Mantel herüber und wies die Einschußstelle.

„Ist das Ihr Mantel?“

„Ja!“

„Tragen Sie immer beim Arbeiten einen Mantel?“

„Es war sehr kalt.“

„Jetzt im Sommer?“

„Es ist ganz früh gewesen.“

„Wie früh denn?“

„Vier Uhr.“

„Und da arbeiten Sie schon?“

„Ich hab' nicht schlafen können und bin darum so zeitig in den Wald hinaus.“

„Sind Sie krank?“

„Nein!“

„Warum haben Sie denn dann schlecht geschlafen?“

Das Gesicht des Burschen war immer röter geworden vor Verlegenheit und verhaltenem Zorn. „Sternsaxendil!“ schrie er plötzlich und wollte auf und davon. „Ich hab' die Fragerei satt . . .“ Der Wachtmeister hielt ihn zurück.

„Sie bleiben vorerst in Haft, bis die Sache aufgeklärt ist“, sagte der Richter ruhig und ließ ihn abführen. Dann befahl er den Wachtmeister wieder zu sich. „Kennen Sie die Tänzerin, die bei Trullacher wohnt?“

„Es soll die Schwester seiner Frau sein.“

Der Beamte nickte. „So nennt sie sich. Sybille Ter . . . einen Augenblick.“ Er zog sein Dienstbuch heraus. „Sybille Terloni heißt sie, sagte sie. Es stimmt etwas nicht mit ihr.“

„Warum?“

Der Wachtmeister zuckte die Achseln. „Ich meine eben. Sie kommt mir nicht geheuer vor. Es ist etwas Heimliches an ihr. Den Trullacher und seine Frau hat sie ganz unter ihrem Willen gehabt. Das arme Weib hat sich nicht muten trauen vor ihr, und er soll in sie närrisch vergast gewesen sein.“

„Der Mörder?“

„Ja, der! Man hat sie auch ein paarmal mit dem Baron Rolf zusammen gesehen.“ Er sagte das vorsichtig mit sehr gedämpfter Stimme.

„War das schon, ehe die Frau Gräfin der Schlag getroffen hat?“

Der Gefragte schaute verblüfft auf. „Ich glaube, ja . . .“

„Es ist gut. Ich danke Ihnen.“

Als der Wachtmeister das Zimmer verließ, stand die Baronin Berta von Klammed unschlüssig und blaß vor der Tür. „Bitte melden Sie mich bei dem Herrn Rat!“ Es geschah.

Dr. Thomas erhob sich, ging der jungen Dame entgegen und bot ihr einen Sitz.

„Verzeihen Sie!“ begann sie. „Aber Sie werden begreifen, daß mich das Unglück meiner Base nicht zur Ruhe kommen läßt. Ich habe ganz außerordentlich an ihr gehangen. Sie war der beste Mensch, den ich in meinem Leben kennengelernt habe. Es sind jetzt schon eine ganze Reihe von Leuten in die Sache verwickelt worden . . . Hat sich eigentlich etwas ergeben?“

Der Richter betrachtete sie mit aufrichtigem Mitleid. „Außer dem Geständnis des Forstarbeiters nichts Bestimmtes.“

„Ich glaube nicht an dieses Geständnis“, rief sie.

Dr. Thomas blickte sie erstaunt an. „Auch Sie nicht?“ sagte er. „Weshalb nicht?“

Sie wurde einigermaßen verwirrt. „Ich kann mir nicht vorstellen, daß ein Mensch so etwas tut — ohne jeden besonderen Anlaß.“

„Er soll von der Baroness beim Wildern betroffen worden sein.“ (Fortsetzung folgt.)

Streifzug durch die Nacht.

Von John Cornelius.

Im Lärm der Großstadt, der mit dem heiseren Bellen der Autohupen, dem aufgeregten Klingeln der Elektrischen, den gleichförmig eindringlichen Stimmen der Zeitungshändler die abendliche Stille zerreiht, steigen von irgendwoher die Töne einer süßen Melodie, locken den müßigen Spaziergänger ins weltstädtische Kaffeehaus. Automatisch tastet der Blick die Tische ab, entdeckt weiter hinten, abgelegen vom Strom der Gäste, einen leeren Platz, der Ruhe und Ausruhen verheißt. Doch der Polyp Großstadt gibt keine Ruhe, streckt und krallt seine Gangarme, läßt den Großstädter nicht einmal in den Mußestunden des Abends los. Wie von Geisterhand gelenkt, stellt sich urplötzlich eine kleine, bedruckte Karte vor der Kaffeetasse auf, in fetten, klaren Buchstaben leuchtet der kategorische Imperativ: „Lassen Sie mich Ihre Handschrift sehen“, und fast automatisch greift die Hand zum Füllhalter, um, getreu den näheren Aufklärungen zu diesem „Befehl“, auf die Rückseite der Karte einige Zeilen zu schreiben, die dem vorläufig unbekannten Handschriftendeuter Studienmaterial und — Brot sein sollen. Nirgends ist der geheimnisvolle Absender dieses eigenartigen Bilet-doux zu sehen, bis plötzlich ein Herr mit weltstädtischen Manieren auftaucht, einen leeren Stuhl zurückstellt und mit verschleielter, diskreter Stimme um die Erlaubnis bittet, Platz nehmen zu dürfen. Die lobten hingesehten Schriftzüge sind noch nicht trocken, da fliegt der Bleistift über einen Papierblock, der Blick des Graphologen saugt sich in meine Handschrift, nach zwei, drei Minuten weiß ich, was ich für einen Charakter habe. Verblüfft ob der Schnelligkeit und Treffsicherheit seines Arbeitens, ziehe ich ihn in ein Gespräch und erfahre, daß er auf diese Art, mühselig und ohne Freude, sich die Kollegienelder zusammenverdient, höre, daß ihn auf dem Gebiet der Medizin die psychologischen Disziplinen besonders interessieren, und ich — gestehe ihm, daß ich neugierig bin, zu wissen, wie sich seine Rundschau bei den abendlichen Konsultationen benimmt. Kurze Zeit später schließen wir für diese Nacht einen Sozietätsvertrag mit einseitiger Gewinnbeteiligung. Der Kellner, der anscheinend den Vorgang beobachtet hatte, machte, mit einem mürrischen Seitenblick auf meinen neuen Sozios, die Rechnung, verbot aber bald das Rüdgat, als ein geboriger „Tip“ ihm die Solldität des neuen Unternehmens bewies. Mit fünfzig, sechzig Karten in der Rocktasche, eine verschämt in der Hand verborgen, zog ich los, der Sozios hinterdrein. Einen Tisch, dessen Gäste mir als Kunden geeignet schienen, wollte ich mit der Karte beehren, aber „greenhorn“, der ich war, die Karte fiel auf den Boden, blieb unbeachtet liegen. An einem anderen Tisch, an dem ich meine Karte direkt übergeben wollte, griff ein dicker Herr in die Westentasche und entließ mich, freundlich nickend, mit einem Rohrnfenniaß

Der Sozios, der mir schweigend wie mein Schatten folgte, meinte draußen, ich hätte den „Dreh“ noch nicht heraus. Deshalb übte ich auf dem Tisch der Garderobiere „Karton geben“. Endlich hatte ich es weg, und wir zogen über die Straße in ein anderes Café. Nahe dem Eingang sah ein behäbiges Ehepaar in den besten Mannesjahren. Ich gab distret meine Offerte ab, die holde Gattin war schnell interessiert. „Soll ich mal?“ meinte sie zum Herrn Gemahl, doch der antwortete ihr: „Wat soll mir das? Ich kenne deinen Charakter nun ja seit vierundzwanzig Jahren!“ Karte auf Karte flatterte auf die Tische, plakte in die Börsenkurse, brachte die erschütterndsten Rekords ins „Schwimmen“, setzte sich als Dekoration auf das fabelhafte neue Kleid der jungen Gattin, für das der Herr Gemahl nur geringes Interesse bekundete. Vielleicht überrechnete er gerade die Zehne. Da winkten zwei Damen vom Nebentisch, ich schob den Herrn Sozios etwas vor, die eine entnahm ihrer Handtasche ein paar Briefe, griff einen heraus und legte ihn uns hin. Da sah sie die Freundin mit strafendem Blick an und flüsterte etwas erregt: „... gib den von Emil!“ Herr Emil schien ein etwas flatterhafter Herr zu sein, und als der Graphologe sich nicht scheute, den Damen das zu verraten, stieg der erste die Röte ins Gesicht, während die andere freudestrahlend einen funkel-nagelneuen Fünfmarkschein als Honorar präsentierte. Noch drei, vier Tische, die sich als lobnend erwiesen, Durch-schnittspublikum, das teils neugierig, teils skeptisch den nächtlichen Offenbarungen des Meisters lauschte. Das finanzielle Ergebnis konnte den Graphologen befriedigen: 11,50 Mark. Aber er gab zu, daß meine Tüchtigkeit nicht unwesentlichen Anteil hatte.

Negroitische Sontopen einer wildgewordenen Jazzband klangen aus einer Tanzdiele. Ich fing ein Paar ab, als es, erschöpft von den gymnastischen Übungen — er hatte sich die Arme bei dem Tanz ausgekugelt — auf den Sesseln niederlief. Sie holte aus ihrem nach allen Dichten des Orients riechenden Täschchen einen Brief, der, kaum ans düstere Licht der verhängten Lampen gekommen, zerknittert in seiner Faust verschwand. Mit drei Mark erkaufte sich der Herr die Distretion. Vielleicht war die Situation noch nicht so weit gediehen, daß er seinen Charakter offenbaren wollte. Ein einzelner Herr, dem die Karte beinahe in die Bouillon flog, stutete, als er die Aufschrift las, besah mich von oben bis unten, brummelte ein: „Sonderbarer Beruf“, griff zum Bleistift, verzerrte mit kalligraphisch schönen Zügen die Rückseite der Karte. Hervorstechendstes Merkmal seines Charakters schien Verslossenheit und Unschlüssigkeit, und als ihm mein Kompanion diese Eigenschaften schriftlich diagnostizierte, stöhnte er leise auf: „Mein altes Pech“, und dabei verschläng er die Dame vom Nebentisch mit seinen Blicken. Mit leisem Scharren machte sich ein Herr bemerkbar; der Herr Ober, ein tüchtiger Geschäftsmann, der die Konjunktur auszunützen verstand. Als er uns, die wir, von der Arbeit ermüdet, in eine Ecke uns setzten, bediente, streckte er wortlos, aber nicht undeutlich, eine Hand aus und machte eine Bewegung, als ob er zwischen Daumen und Zeigefinger etwas zerrieb. Mit zehn Prozent von der Einnahme dieses Lokals war er zufrieden und ließ uns ungestört weiter arbeiten, ja, führte sogar Rundschau an den Tisch.

Fünf Minuten Fahrt brachten uns in eine Bar. Duft von Wein und Likören, dicker Tabakqualm, eine riesenhafte Barthole mit Batterien von Flaschen. Eine schwarz-äugige Hebe von der Bar gesellte sich uns für dieses Lokal als dritte zu und präsentierte die beiden Herren „Professoren aus Uruguay“ als unerhörte Leuchten auf dem Gebiet der Charakterdeutung. Ein wohlgerundeter Stammgast, der dem Deus spiritus mit Liebe anbing, zog eine fette — wirklich fette — Brieftasche heraus und ließ mich ein Schreiben von langem Querformat lesen. „Kann dein Freund auch „quer“ lesen? Wat is det forn'n Genie? Is der iut vor fünf Millen?“ Der Wechsel zeigte eine vertrauensinsößende Unterschrift. Ein eigenartiges Honorar bot uns der Kapellmeister für die Bemühungen an: er spielte ein Solo.

In rasender Fahrt brachte uns ein Auto durch die nachtdunklen Straßen zum Osten der Stadt. Es war 2 Uhr geworden. Still und stumm lag der große Fernbahnhof im trüben Schein der verloschenden Lampen. Geisterhaft huschten obscure Gestalten wie Gespenster. Dampfes Murmeln in den Haustüren, ein leiser, aber durchdringender Pfiff flog um die Straßenecke. Im Wartesaal ein Drunter und Drüber von Menschen, die beinahe den Raum sprengen. Um es vorweg zu nehmen: das Geschäft hier war schlecht. Unter halbverdeckten Lidern greifen misstrauische Blicke unsere Gestalten ab. Ein verwegener Bursche warnt einen allzu Neugierigen vor uns. „s sind Neue“, womit er wahrscheinlich neue Beamte von der Volente meinte. Aber es interessierte mich, auch hier zu

„arbeiten“. Ein paar Frauen aus der Provinz gaben uns ungelente Handshriften und strahlten glücklich, wenn der Sohn sich als guter Charakter erwies. Mein Sozios, notgedrungen zu diesem Beruf gekommen, war zu ernst, zu ehrlich. Eine schwierige Faust unter der Nase ließ ihn erst aufmerken, wo er war. Acht Mark fünfundsechzig waren das Ergebnis von 1½ Stunden Bahnhoistour. Ein Fünfmarkschein, zwei Einmarkscheine und der Rest Zehn- und Fünfpennigstücke. Der Fünfmarkschein und die beiden Einmarkscheine waren falsch.

Wie sich das Publikum benimmt, das wollte ich auf dieser Tour ergründen, nicht welche Handshriften, welche Charakter sich aufweisen. Fünf Prozent nahmen die Sache ernst (was sich bei einem guten Graphologen wie diesem dürften), neunzig Prozent machen den „Fes“ mit, fünf Prozent sehen diese „Arbeit“ als neuartige Bettelei an. Zehn Prozent sind vorsichtig in ihren Schreibern, neunzig Prozent leichtsinnig, strafbar leichtsinnig mit Papieren und Briefen. Wissen sie, wem sie Einblick in ihre Privatverhältnisse erlauben?

Meinen Sozios habe ich nie wiedergesehen. Ob es ihm mit dieser erzwungenen Arbeit so gehen wird wie amerikanischen Zeitungsjungen, die Milliarden wurden?

Die weiße Wolke.

Ein Flugabenteuer von Walter Gries (Stockholm).

An dem Tage, als Ingrid uns ihr aufregendes Flug-erlebnis erzählte, stand über den heitblauen Skären eine weiße, glühende Wolke. Ingrid hielt sich am Terrassen-geländer, schaute unverwandt hinauf, hatte uns vergessen und begann zu sprechen:

„Frank wollte an diesem Tage nicht fliegen. Er sagte, er sei abgespannt und überarbeitet. Aber ich bat ihn, und so erfüllte er meinen Wunsch. Als das Flugzeug aus der Halle gezogen wurde, stieß ein Flügel an das Tor. Frank suchte zusammen. Das war ihm immer ein schlechtes Zeichen. Flieger sind unerschrodene Naturen, aber sehr abergläubisch. Beim Befleigen des Aeroplans deutete ich auf die Wolke, die über dem Meere stand.

„Da hinein will ich fliegen — dahinter muß etwas ganz Wundervolles sein — und wenn auch nicht: es muß schön sein, mit dir in die weiße Wolke zu fliegen.“

Frank lachte, freute sich über meinen Frohsinn, half mir den hinteren Sitz erklimmen und ließ den Vogel über den Rasen laufen. Wir stiegen auf und ich dachte: ist es nicht etwas Wunderbares um unsere Zeit, die uns dieses stolze Gefühl, das Beherrschen der Luft geschenkt hat. Leicht und sicher zog der Vogel dahin, folgte willig jeder Laune, stieg und sank, beschrieb weite Kurven und glitt dann wieder dahin wie über große, große Wellen. Ich weiß, ich schrie in das Losen des Motors hinein aus übergroßer Daseinsfreude, eine Trunkenheit überkam mich und erfüllte mich mit glücklichem Rausch.

Doch dann geschah das Entsetzliche. In die weiße Wolke waren wir abgehoben. Die Wolke war nasser, tüdlicher Nebel. Steil aufwärts raste das Flugzeug und ich atmete auf, als der Vogel wieder hervorbrach und nun in lichtem Blau über gleisendem, fließendem Nebelmeer dahinalitt. Ich hatte das Gefühl, als glitten wir in die unermessliche blaue Weltferne. Da sah ich, wie Frank sich duckte, den Kopf zur Seite neigte und in sich zusammensank. Ich griff nach ihm und erkannte: eine Ohnmacht hatte ihn befallen. Das Flugzeug zog führerlos über den Wolken. Ich beugte mich vor, so weit mir das möglich war, riß Frank die Kappe ab und erreichte, daß er für einen Augenblick erwachte. Doch die Benommenheit war so tief, daß er nur wie mechanisch nach dem Höhensteuer griff und den Apparat den Wolken zulentte. Dann verlor er wieder die Besinnung. Ich löste meinen Gurt, beugte mich zu ihm, suchte ihn wachzurütteln, küßte ihn in meiner Verzweiflung. Bis ihm die Lippen aus Angst. Vergeblich. Er kam nicht wieder zu Bewußtsein. Der Wolkennebel hüllte das Fahrzeug ein und das Verirrtsein in der Reichweite und Düstereit war unsagbar ängstigend. Meine Zähne schlugen aneinander... mir wurde so kalt, und dann meinte ich vor Verzweiflung.

Der Vogel schob unter der Wolke hervor und raste über der Küste. Hoch über den Auserklippen rasteten wir meerswärts und ich wußte: es mußte etwas geschehen, sonst... Daran wollte ich nicht denken. Grauensvolle Angst umklammerte mich. Aber in solchen Augenblicken bäumt man sich auf. Man will sich nicht in das Unabwendbare fügen. Ich stieg in die vordere Stöckung und droßelte den Motor ab. Das schien mir das Wichtigste. Mit den Händen wußte ich nichts anzufangen. Je tiefer wir kamen, um so mindiger wurde es, und da ich nicht angeknallt war, son-

der auf dem Ohnmächtigen hockte, mich an ihn krallend, drohte ich hinausgeschleudert zu werden. Vorsichtig tastete ich nach einem Hebel, rüdte ihn behutsam vor, sah wie der Vogel eine Wendung beschrieb.

„Was soll geschehen... was soll ich tun!“ schrie ich in meiner Verzweiflung, und versuchte noch einmal, Frank zu weden. Vergebens. Ich griff wieder nach einem Hebel, das Flugzeug senkte sich iah und stürzte in die Tiefe. Ich sah vor mir die zerklüftete Stärenküste, sah das Meer, sah die Brandung. Die Farben begannen vor meinen Augen zu tanzen, mir schwindelte. Ich wollte den Hebel zurückziehen, aber ich konnte es nicht. Wie gelähmt waren meine Arme. Die Kraft versagte. In den Tragflächenverspannungen und Drähten heulte der Luftdruck und noch wilder brauste es in mir. Ich zog mich auf Franks Schoß zusammen und wartete auf das Ende, nunmehr willenlos — wie betäubt.

Wir stürzten und das Warten währte sehr lang. Ich riß die Augen auf — sah, daß wir über eine bewaldete Insel flogen. Der Wald rasste auf uns zu — die Bäume reckten sich aus dem Boden, griffen nach uns wie mit Krallen, um uns zu vernichten. In diesem Augenblick, dicht über den Kronen, löste sich die Spannung in mir, ich erfaßte den Hebel, zog ihn an, die Maschine hob sich ein wenig und glitt dann schräg über die Bäume in das Schilf des Ufers.

Als Frank erwachte, der Anprall hatte ihn wachwerden lassen, sah er sich im Flugzeug hängend, das auf dem Kopf stand. Ich war hinausgeschleudert worden, lag besinnungslos im Schlamm. Er löste sich vom Sitz, watete zu mir, hob mich auf und erst jetzt fiel ihm das grauliche Geschehen ein. Er erinnerte sich nur an den Flug durch den Wolkenberg. Und wie wunderbar war das alles: wir waren beide unverletzt. Solche verschifften Buchten sind eine Seltenheit in den Stären. Wenige Meter weiter ragte harter Granit. Fischer hatten unseren Sturz gesehen, kamen heran, nahmen uns an Bord und ruderten über den Fiord. Ich weiß, wie sahen nebeneinander und waren ganz still. Wir sahen beide nicht auf, hielten uns an den Händen, wie nur zwei Menschen sich halten können, die gemeinsam vor dem dunklen Tor dieses Lebens gestanden.

Über den hechtblauen Stären glübte die weiße Wolke.“

Unefdote.

Von Alfred Auerbach.

Ein italienischer Geistlicher von Rang besaß ein diamantenbesetztes Kreuz, das er stets an einer Kette um den Hals trug. Eines Tages bemerkte er, daß man es ihm gestohlen hatte. Wie war das nur möglich gewesen?

Er hatte eine unbedingt treue Dienerschaft und außerhalb des Hauses war ihm, soweit er sich erinnerte, niemand so nahe gekommen, daß er ihn hätte berauben können. Die Polizei forschte eifrig, befragte alle verdächtigen Tröbler, vergebens!

Der Geistliche glaubte an den guten Kern im Menschen, erließ eine Anzeige, die dem reuigen Dieb Verzeihung, ja Belohnung versprach, wenn er ihm das Kleinod zurückbringe. Er täuschte sich nicht.

Bald darauf erschien ein eleganter, junger Herr, bat um Verzeihung und Segen, sodann um Belohnung und reichte scheinbar reuevoll dem Prälaten das Kreuz an der Kette.

Es war völlig unbeschädigt.

„Junger Mann, sprach der gütige alte Herr, wie haben Sie nur das Kreuz nehmen können, ohne daß ich es bemerkte?“

„Oh, Monsignore, das ist mein Berufsgeheimnis. Wenn ich es jemand verriete, könnte er es zu ebenso großer Berühmtheit bringen wie ich.“

Der Geistliche lächelte zu dieser Kühnheit.

„Es ist erstaunlich!“

„Versuchen Sie doch das Kreuz noch einmal zu nehmen, ohne, daß ich es merke.“

Der jugendliche Meister sprach mit Miene des Künstlers, der gnädig auf ein „da capo“ reagiert: „Gerne, Monsignore, geben Sie mir einige Augenblicke Zeit.“

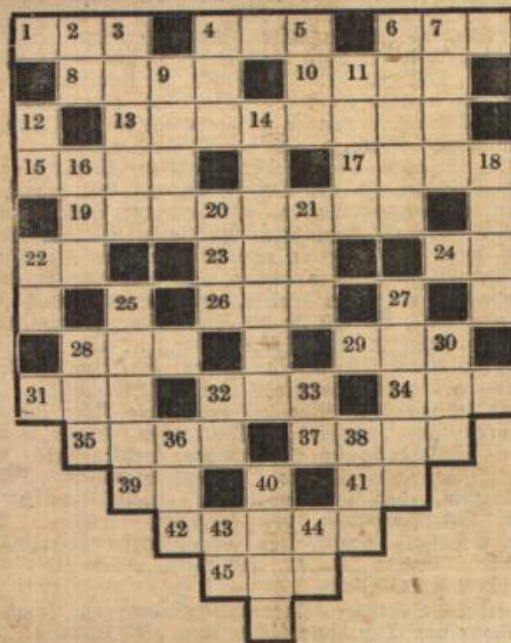
Der alte Herr nickte und erwartete mit Spannung dies Experiment.

Nach einiger Zeit vermiste er seinen Besucher und sein Kreuz, fand dagegen einen Zettel, der besagte:

„Hochwürdiger Herr, ich habe nach Ihrem Wunsche gehandelt.“

Die Belohnung behalte ich als Honorar für meine künstlerische Vorführung.“

Kreuzwort-Rätsel.



Waagrecht: 1. Englische Axtrede. 4. Gefocht. 6. Uferstraße. 8. Untundiger. 10. Stadt in Nordholland. 13. Dänische Insel. 15. Deutscher Fluß. 17. Habsucht. 19. Postaltische Bezeichnung. 22. Geliebte des Zeus. 23. Männername. 24. Fürwort. 26. Baumteil. 28. Stimmfrage. 29. Abkürzung für Kompanie. 31. Titel. 32. Getränk. 34. Heldenmutter. 35. Totenbett. 37. Frauenname. 39. Chemisches Zeichen für Radium. 41. Umlaut. 42. Teil des menschlichen Körpers. 45. Spanischer Name für Fluß. — Senkrecht: 2. Französisches Fürwort. 3. Jüdischer Schriftgelehrter. 4. Altdeutscher Speer. 5. Bild. 6. Arabischer Würdenträger. 7. Säuglingspflegerin. 9. Propbet (i = i). 11. Mittelalterlicher Fürst. 12. Musikzeichen. 14. Europäisches Gewässer. 16. Papstname. 18. Blume. 20. Bayerische Bezeichnung für Knabe. 21. Buchstabe. 22. Tierischer Laut. 25. Teil der Kirche. 27. Hafenstadt in Istrien. 28. Totes Tier. 30. Griechischer Buchstabe. 33. Tierisches Produkt. 36. Selten. 38. Renommee. 40. Türkischer Titel. 43. Rinderart. 44. Italienischer Fluß.

Auflösung des Kreuzworträtsels in Nr. 173: Waagrecht: 1. Duz. 4. Pfau. 7. Horaz. 9. Rho. 11. Tag. 12. Re. 13. Birne. 15. Rial. 17. Sale. 18. R. B. 19. Eibe. 20. Lea. 21. Ural. 23. Bier. 27. Arm. 28. Elba. 30. Mi. 31. Udet. 32. Erna. 34. Terne. 36. Ar. 38. Sir. 39. Res. 40. Tabel. 42. Helm. 43. Don. — Senkrecht: 1. Döge. 2. Ar. 3. Kar. 5. Arie. 6. Uhr. 7. Hai. 8. Zehe. 10. Dntel. 11. Tran. 13. Blau. 14. Eva. 16. Ilse. 20. Ia. 22. Kabe. 23. Brief. 24. Im. 25. Rebe. 26. Star. 27. Amt. 28. Stat. 29. Arjen. 31. Unze. 33. Nil. 35. Reh. 37. Rab. 41. Do.

Scherz und Spott

Zuvorkommend. Er (zu seiner Frau): „Wenn ich bis 11 Uhr nicht da bin, brauchst du nicht auf mich zu warten.“ — Sie: „Näht mir auch gar nicht ein! Wenn du bis 10 Uhr nicht heimkommst, hol ich dich aus dem Wirtshaus.“

(Kikeriki.)

Weibliche Begeisterung. Sie (begeistert): „Oh, ich würde alles in der Welt für diese Vase geben!“ — Er: „Nun, warum läufst du sie denn nicht, wenn sie dir so gut gefällt?“ — Sie: „Aber ich bitte dich! Wo der Mann fünf Schillinge dafür fordert.“

Sein Ausweg. Der alte Verbrecher, der schon so oft vor Gericht gestanden hatte, wollte sich wieder einmal auf alle mögliche Weise herausreden. Aber der Richter unterbrach ihn: „Ihnen glaube ich nicht mehr, und wenn sie auf ein Duzend Bibeln schwören“, sagte er streng, „was Sie auch immer sagen. Ich werde stets davon überzeugt sein, daß das Gegenteil wahr ist.“ — „Hoher Gerichtshof“, sagte darauf der Angeklagte, „dann bekenne ich mich schuldig.“